

# Schelling in Berlin

Von Karl Kupisch

## I.

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. (1840) bedeutete auch für die preußische Kulturpolitik einen Einschnitt. Es brach nicht ein neues geistiges Zeitalter an, aber der Fortgang der Tendenzen der Zeit erfuhr eine Unterbrechung. Was der König plante, mochte in den „frohen Tagen der Erwartung“ im einzelnen noch unklar sein. Die ersten Schritte, die er auf dem kulturellen Gebiet tat, wiesen in keine bestimmte Richtung. Aber auf weitgehende Aussöhnung schien zunächst alles gestellt zu sein. Gewiß stammten die engeren Berater des Königs zumeist aus dem alten, pietistisch-orthodoxen und konservativen Freundeskreis. Aber er berief den vom Vater ungnädig verabschiedeten liberalen Hermann v. Boyen zum Kriegsminister, den freigeistigen Alexander v. Humboldt in den Staatsrat, Ernst Moritz Arndt erhielt sein akademisches Amt als Bonner Professor wieder, die Polizeiaufsicht über den Turnvater Jahn wurde aufgehoben und eine allgemeine Amnestie verschaffte zahllosen in Gefängnishaft sitzenden politisch Verfolgten des alten Regimes die Freiheit. Dazu gehörte auch der Ausgleich mit der katholischen Kirche. Den Vertrauten war indessen nicht unbekannt, daß der König auch der höheren Bildung seine besondere Aufmerksamkeit schenken wolle. Das betraf nicht zuletzt die vornehmste akademische Bildungsstätte Preußens, die Berliner Universität.

Der verstorbene König hatte sich um die Anstalt, die seinen Namen als Stifter trug, nicht viel gekümmert. Die Besetzung der Professuren lag ganz in der Hand des Ministers Altenstein,<sup>1</sup> und die Universität hatte keinen Grund, mit diesem unzufrieden zu sein. Er war ein Grandseigneur, erfahren in den Praktiken der alten Schule der liberalen Bürokratie, ohne einen Überschwang der Gefühle, dafür ausgezeichnet mit einem nüchternen Verstand. Als Hardenbergs Mitarbeiter ist er einst von Ansbach nach Berlin gekommen, hat hier eine Zeitlang unter Stein gearbeitet, gewann aber mit seiner Kritik an dessen „revolutionärem“ Reformprogramm das Ohr Friedrich Wilhelms III. und hat zu Steins Entlassung entscheidend beigetragen. Der Ausklang der Reformära nach den Befreiungskriegen brachte ihn auf den Posten des Kultusministers, auf dem er durch die Berufung von Gelehrten wie Hegel, Ranke, Savigny, Böckh, Liebig, Joh. Müller und Schönlein sich größte Verdienste um den raschen Aufstieg der Universität erworben hat. In der Kirchenpolitik folgte er den Intentionen des Königs und ging im Agendenstreit mit gesetz-

<sup>1</sup> Vgl. Art. Altenstein, in RGG<sup>3</sup>, I, 291 f. (Kupisch).

lichen Strafen, militärischen Maßnahmen gegen die Opponenten vor. Wenn er im Zuge der Karlsbader Beschlüsse die Absetzung des Theologen de Wette verfügte, so verteidigte er andererseits die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, indem er die rationalistischen Theologen Gesenius und Wegscheider vor Denunzianten in Schutz nahm. Der Kronprinz stand zu ihm schon früh in einem harten Gegensatz. Dessen Wünschen bei Berufungen hat sich Altenstein mehrmals beugen müssen. Dabei ging der Kampf meist im Sinne eines *do ut des* vor sich. So war es dem Kronprinzen gelungen, das orthodoxe Schulhaupt Hengstenberg in die Theologische Fakultät und den Naturphilosophen Henrich Steffens in die Philosophische Fakultät zu bringen,<sup>2</sup> während Altenstein dafür seinem Schützling Eduard Gans einen Lehrstuhl in der Juristischen Fakultät verschaffte und als Nachfolger Hegels den Bayreuther Rektor Gabler berief, der wohl auf jedes Wort des verstorbenen Meisters schwor, aber kein Kopf eigener Konzeption war.

Es war aber gerade die in Preußen zu einer Machtstellung gelangte Philosophie Hegels, die des Kronprinzen leidenschaftlichen Widerspruch hervorgeufen hatte. Daß er Hegel durch eigene Lektüre kennen gelernt hat, ist unwahrscheinlich. Friedrich Wilhelm gehörte nicht zu den Naturen, die sich ihr Urteil durch ein selbständiges, gründliches Studium bilden. Ihm genügte ein kennzeichnendes Signum. Wenn Hegel die „geoffenbarte Religion“ wohl nicht verneinte, ihre Wahrheit jedoch in den Bereich der relativen, endlichen „Vorstellungen“ verwies, dafür aber im System seines Panlogismus die absolute Wahrheit in den Begriffen der Vernunft erblickte, dann war das für Friedrich Wilhelm hinreichend, um diese Philosophie ohne weitere Prüfung zu verwerfen. Ob Hegel unter wissenschaftlichen Voraussetzungen „recht“ hatte, war völlig belanglos.<sup>3</sup> Dieser Dogmatismus der Vernunft, sagte er, zerstöre alle lebendige Christlichkeit, er ist das Prinzip des Bösen schlechthin. Was von der „Hegelei“ ausgeht, ist „Drachensaat“, die mit Stumpf und Stiel ausgerotet werden muß. Auch die *theologische* Dogmatik war nicht nach seinem Geschmack, weil sie das, was nach Gottes Ordnung unaussprechlich ist, begreiflich zu machen sucht, das heilige Geheimnis auf den Weltmarkt der Erklärung bringen will. Ihre Anfälligkeit für Hegels Vernunftorthodoxie beweise das. Wenn Friedrich Wilhelm beim Tode Hardenbergs schrieb, daß es diesem, „um der erste Staatsmann seiner Zeit zu sein, nur an dem unschätzbaren Glück gebrach, ein Christ zu sein“, so stand er dem Schüler des Verstorbenen, dem Kultusminister Altenstein, mit der gleichen unverhohlenen Ablehnung gegenüber, weil dieser die Hegelsche Philosophie als das Prinzip des Fortschritts stützte, wo diese doch nur der Widerpart des reinen christlichen Glaubens sei.

Schon bald nach seiner Thronbesteigung hatte Friedrich Wilhelm den Rektor der Universität und die vier Dekane empfangen<sup>4</sup> und ihnen nahegelegt, bei künftigen Berufungen nur die besten Kräfte Deutschlands in Aus-

<sup>2</sup> Max Lenz, *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, II, 2, 1918, 3 f. – *Ingetraut Ludolphi*, Heinrich Steffens, 1963, 136 ff.

<sup>3</sup> Ernst Lewalter, *Friedrich Wilhelm IV.*, 1938, 267 f.

<sup>4</sup> Es handelt sich um folgende Personen: Twesten (Rektor), Neander (Theologie), Lancizolle (Jura), Hecker (Medizin), Kunth (Philosophie-Botanik).

sicht zu nehmen. Auch Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs und bei der Kinderlosigkeit desselben auch sein präsumtiver Nachfolger, empfing die Delegation. Bei dieser Gelegenheit hat sich die kleine Episode abgespielt, die Ludwig v. Gerlach festgehalten hat. Der Prinz gab der Hoffnung Ausdruck, daß der König noch Erben bekommen werde. Er selber fühle sich zu schwach für das hohe Amt der Krone, worauf Lancizolle trocken erwiderte, wem Gott ein Amt gebe, dem gebe er auch den Verstand.<sup>5</sup>

Die vordringlichste Aufgabe war die Besetzung des Postens des Kultusministers. Altenstein, der schon seit Jahren kränkelte und die Geschäfte seit 1838 nicht mehr führend wahrgenommen hatte, war fast gleichzeitig mit dem alten König gestorben. Friedrich Wilhelm dachte zunächst an den Finanzminister seines Vaters, den Grafen v. Alvensleben, weil er, wie er diesem unverblümt sagte, einen „farblosen“ Mann haben wollte. Alvensleben lehnte natürlich ab. Unter den sonstigen Anwärtern fiel die Wahl schließlich auf den keineswegs „farblosen“ Karl Friedrich *Eichhorn*,<sup>6</sup> der einst dem Kreise der Reformen und Patrioten angehört, am Schillschen Zuge teilgenommen und im Befreiungskrieg als Offizier zum Stabe Blüchers gehört hatte. Er ist ein besonderer Freund Schleiermachers gewesen, galt allgemein als liberal, weshalb ihn die Konservativen als „Jakobiner“ verketzerten und dem Könige vor der Berufung sein politisches „Sündenregister“ vorlegten. Friedrich Wilhelm hat Eichhorn dennoch berufen, zur Freude von Ranke, Savigny, Lachmann und aller derer, die auch einst Schleiermacher nahegestanden hatten.

Der König hat seinem neuen Minister wahrscheinlich schon in der ersten Unterredung, die er mit ihm hatte, seinen Wunsch, den Philosophen *Schelling* nach Berlin zu berufen, kundgetan. Mit der gleichen Absicht nannte er den Namen des Erlanger Staatsrechtslehrers *Stahl*. Beide hatte er schon als Kronprinz in Vorschlag gebracht, war damit aber an dem Widerspruch Altensteins, vor allem des zuständigen Referenten Johannes Schultze, eines überzeugten Hegelianers, gescheitert. Bei Eichhorn durfte er des Erfolges sicher sein, da dieser gleichfalls der Hegelschen Philosophie ablehnend gegenüberstand. Am reibungslosesten ging die Berufung Stahls vor sich. Die Einwände der Fakultät waren ein schwaches Wiederholen früherer Argumente ohne nähere Charakterisierung, im übrigen stimmte man dem Wunsche des Königs zu. Ende November stand der Theoretiker des christlichen Staates schon auf dem Katheder, begann mit einer heftigen Polemik gegen Hegel und seinen Vorgänger Gans, so daß es zu einem heftigen Tumult unter den Hörern kam. Der Rektor mußte einschreiten, Stahl lenkte ein, behielt indessen nur knapp zwei Dutzend Hörer, war aber 1842/43 schon Dekan.<sup>7</sup>

Weniger glatt verlief die Berufung Schellings. Wie bei Stahl hatte sich auch diesmal des Königs Freund, Josias *Bunsen*, als Vermittler zur Verfügung gestellt. Aber der von der Bedeutung seiner geistigen Größe tief überzeugte

<sup>5</sup> *Ernst Ludwig v. Gerlach*, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken, 1903, I, 272 f.

<sup>6</sup> Vgl. Art. Eichhorn, in RGG<sup>3</sup>, II, 345 (Kupisch).

<sup>7</sup> Lenz, a. a. O. 70.

Philosoph, der in München großes Ansehen genoß, besonders bei dem bayerischen Kronprinzen Maximilian, hatte es noch nicht ganz verwunden, daß er einmal in Berlin als Nachfolger Hegels abgelehnt worden war. Er spreizte sich und gedachte keineswegs, auf das preußische Angebot schon beim ersten Finkenschlag freudig zu antworten. Aber Friedrich Wilhelm ließ nicht locker. Alles, was auch bei einem Philosophen selten versagt, wurde aufgeboten: glänzende materielle Aussichten durch 5000 Taler Gehalt, 1000 Taler für den Umzug, Erhebung in die 1. Rangklasse der preußischen Beamtenhierarchie. Schelling seinerseits drückte noch eine Erhöhung des Witwengeldes heraus, klopfte dann auch noch einmal in München gehörig auf den Busch, um zu prüfen, was angesichts seines drohenden Wegganges Bayern zu bieten hätte.<sup>8</sup> Weil man hier nur auf einen Teil seiner Wünsche einzugehen vermochte, war das Kommen nach Berlin ziemlich sicher. Aber selbst jetzt noch, da er fest entschlossen war, den Ruf anzunehmen, drehte er sich in kokettierender Eitelkeit wie eine nur auf stürmisches Bitten reagierende Primadonna. Er versuchte dem Minister klarzumachen, welche Opfer er mit der Übersiedlung nach Berlin bringe: sein vorgeschrittenes Alter – er war 66 Jahre alt –, das norddeutsche, seiner Gesundheit möglicherweise unzuträgliche Klima, schließlich wollte er sich auch nur auf ein Jahr verpflichten. Diese Zeit, so meinte er selbstbewußt, würde genügen, um zu erfüllen, was man von ihm erwarte, nämlich die Austilgung des hegelschen Giftes, denn es käme ja nur darauf an, daß man den Verirrten den klaren Weg zeige. Eichhorn, der das rasche Heilvermögen des großen Zauberers keineswegs bezweifelte, beeilte sich, dem Meister zu versichern, daß es in Berlin an freundlichen, gesunden und bequemen Wohnungen nicht fehle, auch das Klima würde seiner Gesundheit zusagen, denn die Luft sei im ganzen rein und gesund. Im übrigen: gegenüber der Zahl derer, die dem Zeitgeist erlegen seien und sich zum Teil in zuchtloser Selbstüberhebung befinden, vermag allein „eine große philosophische Autorität, die in der Kraft des eigenen Geistes sich zur Klarheit eines die Theologie und Philosophie vermittelnden Zentralmoments hindurchgearbeitet

<sup>8</sup> Lenz, a. a. O. 12 – Derartige Geldverhandlungen mit den behördlichen Berufungsinstanzen waren und sind im akademischen Leben keineswegs ungewöhnlich. Als *Ranke* einige Jahre später einen Ruf nach München erhielt, den er nach längeren Verhandlungen schließlich ablehnte, erreichte der preußische Hofhistoriograph für sein Verbleiben in Berlin eine Gehaltszulage von jährlich 1600 Talern; vgl. *Bernhard Hoefft*, *Rankes Berufung nach München*, 1940, 108. – Von einer überraschenden Bescheidenheit waren die Brüder *Grimm*. Als sie nach Verlust ihrer Lehrtätigkeit in Göttingen an die Akademie der Wissenschaften in Berlin berufen wurden, verloren sie über Geldfragen kein Wort und erhielten zusammen ein Jahresgehalt von 2000 Talern, was sie zu gleichen Teilen unter sich verteilten; daß Wilhelm Grimm eine Familie besaß, wurde von der Behörde gar nicht zur Kenntnis genommen. Erst als Wilhelm in Berlin die allgemeinen Lebensverhältnisse näher kennen lernte, bat er höflich um eine Zulage von 1000 Talern, die ihm nun auch bewilligt wurden, vgl. Lenz, a. a. O. 15 – Schelling war sich seines Wertes voll bewußt, als er in das ihm vom König gereichte Blankoakzept ohne Bedenken 8000 Taler (einschließlich Reisekosten) eintrug. Sein festes Jahresgehalt von 5000 Talern (= 16 500 Mark) hat bis zum 1. Weltkrieg kein Ordinarius erreicht. 15 000 Mark waren die Höchstsumme um 1910. Es ist zu bemerken, daß Schelling nicht ordentliches Mitglied der Fakultät war. Er hatte sich auch diese persönliche Unabhängigkeit vorbehalten.

habe, in lebendiger Rede dem deutschen Geiste eine seinen eigentümlichen Bedürfnissen angemessene neu und zu heilsamer Entwicklung hinführende Bahn zu öffnen. Gelingt Ihnen dieses, woran ich nicht zweifle, dann haben Sie sich ein Verdienst erworben, welches den größten und herrlichsten an die Seite gesetzt werden darf.<sup>9</sup>

Am 15. November 1841 hielt Schelling in der Berliner Universität seine Antrittsvorlesung. Spötter wie Varnhagen von Ense hatten schon vor seinem Kommen gemeint: „Nun wird der alte Schelling . . . erwartet, das wird eine verfluchte Rumpelkammer“.<sup>10</sup>

## II.

Als Schelling dem Ruf nach Berlin folgte, lag der bedeutendere Teil seiner Lebensentwicklung schon hinter ihm. Man muß auf jenen ersten Abschnitt etwas eingehen, auch auf das Persönliche, um die Eigenart der Schlußphase seines geistigen Schaffensprozesses zu verstehen.

Schelling kam aus einem schwäbischen Pfarrhause (geb. 1775) und war ursprünglich zum Theologen bestimmt.<sup>11</sup> In Tübingen hatte er studiert und dort im Stift mit den um fünf Jahre älteren Hegel und Hölderlin eine ebenso enthusiastische wie geniale Jugendfreundschaft geschlossen. Die Fanfare der Revolution hatte diese Jünglinge erweckt, ein seliger Frühling des Geistes, eine neue Gläubigkeit entbrannte ihnen die Seele. Der Bund sollte, wie das der Schwur so vieler Jünglingsfreundschaften ist, fürs Leben sein und hat doch nicht gehalten, was man sich in der Morgenröte freudigen Hoffens versprach. Hölderlin, mit dem Schelling die Begeisterung für das griechische Altertum teilte, ist nach raschem Dichterruhm und leidvollen Erfahrungen, wenig über dreißig Jahre alt, in geistige Umnachtung gefallen, die ihn über vierzig Jahre gefangen hielt. Mit Hegel, dem der gerade sechzehnjährige Schelling die ersten Schritte in das Wunderland der Philosophie verdankte, kam es seit 1807 zur fortschreitenden Entfremdung bis zum endgültigen Bruch.

Schelling war im Kreise seiner Freunde ein frühreifer und geistig außerordentlich befähigter Mensch. Als Zwanzigjähriger hatte er bereits sein Studium in Tübingen beendet, eine Schrift „Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kritizismus“ verfaßt, die ihn als einen ungewöhnlichen Kenner der zeitgenössischen Philosophie auswies. Kants „kopernikanische Wendung“, daß unsere Erkenntnis sich auf bestimmte Gebiete beschränke und nur dadurch möglich sei, daß sich die Gesetzmäßigkeit des Subjekts auch auf die zu er-

<sup>9</sup> Idee und Wirklichkeit, einer Universität-Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, hrsg. von *Wilhelm Weischedel* (= Gedenkschrift der Freien Universität Berlin zur 150. Wiederkehr des Gründungsjahres der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin), 1960, 349 f.

<sup>10</sup> Lenz, a.a.O. 19 f.

<sup>11</sup> Über Schelling vgl. *Kuno Fischer*, Schellings Leben und Werke und Lehre (= Geschichte der neueren Philosophie, 7. Bd.) 1902; *Karl Jaspers*, Schelling. Größe und Verhängnis, 1955; ADB, 31, 6 ff. (Fr. Jodl); *Alois Dempf*, Friedrich Wilhelm Josef Schelling (= Die Großen Deutschen, 3. Bd. 1957) 75 ff.; *Stiftsköpfe*, hrsg. v. *Ernst Müller*, 1938, 209 ff.

kennenden Gegenstände erstreckte, hatte die Geister mächtig in Bewegung gebracht. Denn das hieß, daß nicht die ganze Wirklichkeit zur „intelligiblen“ Welt gehört, sondern nur soweit sie sich den Kategorien der Vernunft unterordnen lasse. Das war die klassische Grenze, die der kantische Vernunftidealismus aufgerichtet hatte, wie es das bekannte Faustwort ausdrückt: „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt, Tor, wer dorthin die Augen blinzeln richtet“. Aber es sollte gerade die Aufgabe des deutschen Idealismus werden, von *einem* Seinsgrunde aus zu einer umfassenden Erkenntnis des Daseins zu gelangen. Den ersten Schritt hatte Fichte 1794 in seiner Wissenschaftslehre getan, die den kantischen Kritizismus in ein spekulatives System umwandelte, indem sie die Synthese der transzendentalen Apperzeption (in der reinen Vernunft) und das Gesetz des kategorischen Imperativs (in der praktischen Vernunft) unter dem Begriff des absoluten „Ich“ zusammenfaßte. Damit war der Vorstoß zu einer neuen Metaphysik getan, die sich zu einem Tat-Idealismus fortbildete. Schelling hatte Fichtes Gedankengänge kennen gelernt, und seine ersten literarischen Äußerungen wollten nichts anderes sein als Erläuterungen der Wissenschaftslehre Fichtes, deren Grundgedanken er bald klarer wiederzugeben wußte als der Meister. Hölderlin, der Fichte in Jena gehört hatte, versicherte dem Freunde: „Du bist genau so weit wie Fichte“.

Aber Schelling blieb hierbei nicht stehen. Über eine Hauslehrertätigkeit kam er nach Leipzig, studierte hier Naturwissenschaften und veröffentlichte als Zweiundzwanzigjähriger eine Reihe von Abhandlungen, unter denen die „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ seinen Ruf als Naturphilosophen begründeten. Schellings Grundüberzeugung war es, daß es eine Gesamtansicht der Natur als lebendige Entwicklungseinheit geben müsse. Der Pantheismus Giordano Brunos und Spinozas, aber auch Silberfäden aus der Naturphilosophie von Leibniz durchzogen sein Gedankengebäude, dessen wissenschaftlichen Erkenntnischarakter er mit Nachdruck betonte, wie es überhaupt schon zu seinem Denkstil gehörte, seine Ansichten apodiktisch, thetisch, oft herrisch und keinen Widerspruch duldend, vorzutragen. Goethe wurde auf ihn aufmerksam und berief den gerade Dreiundzwanzigjährigen als außerordentlichen Professor nach Jena. Fichte hatte die Berufung wärmstens unterstützt.

Jena war damals eines der Hauptquartiere der Frühromantik. Um Fichte und August Wilhelm Schlegel hatte sich eine Schar geistvoller Menschen gesammelt: Tieck aus Dresden und Novalis aus dem nahen Weißenfels gehörten dazu. Wie die Berliner Romantiker mit dem jungen Schleiermacher ihre große Erwerbung gemacht hatten, so war für Jena das Auftreten Schellings *das* große Ereignis. Schlegels Gattin Caroline, von der Jean Paul sagte, daß sie zu den geflügelten Naturen gehöre, die den Sinn für Poesie mit auf die Welt bringen, erkannte in dem jungen Gelehrten einen Menschen, der „Mauern durchbricht“. Nach einer gemeinsam erlebten Aufführung von „Wallensteins Lager“ schilderte sie ihm ihrem Schwager Friedrich Schlegel als eine „rechte Urnatur, als Mineral betrachtet, echter Granit“. Das war ein Anklang an Worte Goethes in dessen Abhandlung „Über den Granit“, der dort „die

Grundveste der Erde“ genannt wird. Caroline Schlegel, verwitwete Böhmer, geborene Michaelis, war zwölf Jahre älter als Schelling und nach dem Urteil bürgerlicher Moral das, was man „eine Frau mit Vergangenheit“ nennt. Schillers wohlstandige Lotte nannte sie nur „das Übel“ oder „Dame Lucifer“. Das war gehässig, vielleicht auch rachsüchtig, berührte aber einen schwachen Punkt, nicht nur Carolines, sondern des romantischen Liebeslebens überhaupt. Die erste Ehe (mit dem Bergmedikus Böhmer) wie die jetzige hatte sie nicht aus Neigung geschlossen. Zwischen beiden Ehen (der erste Mann war 1788 gestorben) lagen für sie aufregende Jahre mit delikaten Erlebnissen, in deren Zusammenhang sie sogar eine Zeitlang hinter Gefängnismauern weilen mußte. A. W. Schlegel hatte ihr mit Hilfe hoher Gönner, u. a. W. v. Humboldt, wieder die Freiheit verschafft. Er wurde dann ihr Gatte, aber es war von Anfang an eine Scheinehe. Mit gewöhnlichem Maßstab war Caroline gewiß nicht zu messen. Über ihre geistige Lebendigkeit geben am besten ihre Briefe Auskunft,<sup>12</sup> die zu den bedeutendsten Quellen des romantischen Lebensgefühls gehören. Zu Schelling hatte sie von Anfang an eine heftige Zuneigung gefaßt. Der „trotzige“ Jüngling entsprach ihrer tiefsten Sehnsucht. Es kennzeichnet Carolines Wesen, daß sie glaubte, ohne Scheidung von Schlegel mit beiden Männern einträchtig, in Freundschaft und Liebe leben zu können. Ihre Empfindungen teilte sie ohne Scheu ihrer halbwüchsigen Tochter Auguste (aus erster Ehe) mit. Man munkelte schon von Kuppelei, woran freilich kein wahres Wort gewesen sein dürfte. Der unausbleibliche Klatsch der ebenso neidischen wie gehässigen Umwelt steigerte sich zur offenen Empörung, als Auguste plötzlich an der Cholera starb. Schelling wurde der Schuld an dem Tode von Carolines Tochter bezichtigt, weil er mit eigenen, unzureichenden medizinischen Kenntnissen in die ärztlichen Verordnungen hineingepfuscht hätte. Ein seelischer Zusammenbruch war die Folge, nicht so sehr bei Caroline, die sich mit merkwürdig schwebenden Worten zu trösten wußte, als bei Schelling, den manche als den Verlobten Augustes betrachten wollten. Die Schlegels verließen zunächst Jena, was für die Beziehungen Carolines zu Schelling keine Unterbrechung bedeutete. Als Schlegel sich bald als Reiseprediger der Romantik nach Berlin begab, kehrte Caroline nach Jena zurück. Es war Goethe, der schließlich beim Großherzog die Auflösung der Ehe erreichte. Im Jahre 1803 traute Schellings Vater, Prälat in Württemberg, Carolines dritte Ehe mit seinem Sohn.

Wo Genialitäten mit ausgeprägtem Eigensinn zusammen hausen, gibt es selten glückliche Eintracht. In Weimar wußte man davon ein Lied zu singen. Manche kleine oder mittlere Universitätsstadt besitzt ihr ungeschriebenes Diarium der menschlichen Fatalitäten. In Jena war es nicht anders. Gelehrsamkeit und Charakter schließen selten einen Bund der Treue. Ein übler Professorenstreit, in dem von beiden Seiten alles Erdenkliche an Tücke und Maßlosigkeit aufgeboten wurde, veranlaßte die Schellings, Jena zu verlassen. Für kurze Zeit bot Würzburg ein Domizil. Als das Bistum im Preßburger

<sup>12</sup> *Caroline*-Briefe aus der Frühromantik, hrsg. v. *Erich Schmidt*, 2 Bände, 1913; vgl. auch ADB, 31. Bd. 3 ff. (Muncker).

Frieden (1805) dem Erzbischof von Salzburg unterstellt wurde, also in den österreichischen Machtbereich geriet, folgte Schelling einem Ruf nach München, das damals noch keine Universität besaß. Er wurde zunächst Generalsekretär der Akademie der Künste, später Mitglied und Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Es waren Jahre ruhigen Schaffens, in denen sich freilich auch die Trennung von Hegel vollzog. Der Verkehr mit Schlegel war nie abgebrochen. Als Reisemarschall der berühmten Frau von Stael kam er nach München zu Besuch. Im Jahre 1809 traf Schelling ein schwerer Schlag: Caroline, die in ihrer dritten Ehe Frieden und Genügsamkeit gefunden hatte, ihrem Gemahl auch wichtige seelisch-geistige Hilfe geworden war, starb plötzlich an der Cholera. Drei Jahre später heiratete Schelling die um vierzehn Jahre jüngere Pauline Glotter, Tochter einer Freundin seiner verstorbenen Frau. Während die Ehe mit Caroline kinderlos geblieben war, schenkte ihm Pauline noch drei Kinder und überlebte ihren Gatten nach einer langen harmonischen Ehe um viele Jahre. Eine Tochter ist die Gattin des Rankeschülers Georg Waitz geworden.

Carolines Tod war für Schelling nicht nur menschlich ein schwerer Verlust, unter dem er lange seelisch gelitten hat, er bedeutete auch für den Denker einen tiefen Einschnitt. Das Problem des Todes, die Fragen nach Jenseits und Ewigkeit begannen ihn zu bewegen. Es trat die Wende ein, die schrittweise zu seiner „zweiten Philosophie“ geführt hat.

### III.

Für die preußische Kulturpolitik unter Friedrich Wilhelm IV. war Schelling deshalb so begehrenswert geworden, weil man seit langem wußte, daß dieser von der ersten Phase seiner Philosophie zu einer zweiten Stufe fortgeschritten war, von der aus alle bisher offen gebliebenen Fragen der idealistischen Epoche, vor allem die der geoffenbarten Religion, eine umfassende, Philosophie und Offenbarung miteinander vereinigende umfassende Antwort finden sollten. Hegels Religionsphilosophie hatte insofern einen Trennungsstrich zwischen Philosophie und Offenbarung gezogen, als sie dem auf dem geoffenbarten Wort Gottes sich gründenden Glauben einen unteren Rang als dem spezifisch philosophischen Erkennen zuwies. Der Philosoph muß die Stufe des an die religiöse Überlieferung (Bibel, kirchliche Lehre) gebundenen Glaubens überwinden, wenn er zu jener Erkenntnis aufsteigen will, in der das Denken des Menschen sich identisch weiß mit der göttlichen Vernunft. Es vollzieht sich hier ein Gottvertrauen höherer Art, dem Gott selber sich im ewigen Weltgeschehen als vernünftige Wirklichkeit kundgibt. Alles, was Gegenstand der Theologie ist: die Fragen der Offenbarung und der Christologie, das Verhältnis von Zeit und Ewigkeit und der Welterlösung, findet sich wieder im methodischen Dreischritt dieser spekulativen Philosophie. Der sie beherrschende Philosoph blickt der Gottheit nicht über die Schulter, sondern als Teilhaber ihrer Pläne unmittelbar ins Antlitz.<sup>13</sup>

<sup>13</sup> Vgl. hierzu auch *Karl Kupisch*, *Das Jahrhundert des Sozialismus und die Kirche*, 1958, 18 f.

Hier meldete Schelling seinen Widerspruch an. Ob seine Beschäftigung mit Hegel tiefgründig genug war, um den Gegensatz scharf genug zu begründen, ist oft bezweifelt worden. Einen totalen Bruch mit seiner eigenen, früheren Identitätsphilosophie hat er gleichwohl nicht vollzogen. Schon in seiner Schrift „Bruno oder über das natürliche und göttliche Prinzip der Dinge“ (1802) lagen wesentliche Elemente für eine Gedankenentwicklung vor, die zu seiner Spätphilosophie führen. Was dort über die Idee der Unsterblichkeit gesagt wurde, mag mehr ein Denkproblem gewesen sein, aber schon zwei Jahre später geht die Schrift „Philosophie und Religion“ einen großen Schritt weiter. Die schwäbische Mystik und Theosophie seines Landsmannes *Oetinger* beschäftigt ihn. Es setzt jene Entwicklung ein, die man später als die Wendung zu einer Gnosis bezeichnet hat.<sup>14</sup> Wir verfolgen die Einzelheiten hier nicht. Keineswegs handelt es sich um einen jähen Bruch, vielmehr herrscht schon seit der „Transcendentalphilosophie“ (1800) eine kontinuierliche Entwicklung vor, in deren Verlauf freilich vieles vom Früheren allmählich verblaßt. Von Bedeutung wurde die Begegnung mit Franz von *Baader* und dem Landshuter Kreis der bayerischen Katholiken um J. M. *Sailer*, über den auch Savigny und Görres mit Schelling in Berührung kamen.<sup>15</sup> Wenn man sich erinnert, wie eng schon der jüngere Schelling Philosophie und Poesie aneinanderband, indem er nämlich meinte, daß aus der unbewußten, genialischen Schöpferkraft des Dichters die unbewußte Produktionskraft der lebendigen Natur aufsteigt, die der Naturphilosoph nur nachzuzeichnen braucht,<sup>16</sup> so stoßen wir hier auf jenes romantische Element seines Denkens, das ihn dann schrittweise zu seiner Verbindung von Metaphysik und Religion führte. Glaube und Denken dürfen nicht als entzweite Gegensätze stehen bleiben. Der Philosoph, der glaubt, hat keinen Grund, sich dieses Glaubens zu entäußern, wenn er philosophiert. „Jede Philosophie, die ihren Namen wirklich verdient, d. h. sich nicht scheut, die zuletzt allein entscheidenden Probleme anzugehen, d. h. nach dem Sinn der Welt und des Lebens zu fragen, muß unabdingbar ihrem ganzen Charakter nach vom Glauben oder vom Nichtglauben des Philosophen bestimmt sein.“<sup>17</sup> Nichts Geringeres strebte Schelling an, als eine Philosophie der Offenbarung, die anders und umfassender als es

<sup>14</sup> Vgl. hierzu *Ernst Benz*, F. W. J. Schelling und C. Ch. F. Krause in Spanien, ZRGG, 1954, 226 ff.; *Friedemann Horn*, F. W. J. Schellings Lehre von den letzten Dingen, ebd. 248 ff.

<sup>15</sup> Es handelte sich damals in jenen bayerischen Gebieten um eine wirkliche Erweckungsbewegung, die auch nach Norddeutschland ihre Wirkungen ausstrahlte. So sind im Sommer 1816 der stud. iur. *Carl v. Lancizolle* und der spätere Führer der pommerschen Erweckung, der Leutnant der Berliner Kriegsschule *Adolf v. Thadden* nach Süddeutschland aufgebrochen, um an Ort und Stelle das mitzuerleben, was dort vorging. Aus diesem Landshuter Kreis ist *Johannes Gossner* hervorgegangen, hat den Übertritt vom Katholizismus zum Luthertum vollzogen und ist Prediger in Berlin geworden. Er hat Schellings Kommen nach Berlin warm begrüßt. Vgl. *K. Kupisch*, Durch den Zaun der Geschichte, 1964, 153 ff.

<sup>16</sup> A. Dempf, a.a.O. 75.

<sup>17</sup> Vgl. zu dieser Frage *Erwin Reisner*, Der begegnungslose Mensch – Eine Kritik der historischen Vernunft, 1964, 7 ff.

Hegel wohl auch von seiner Arbeit gemeint hat, die philosophische Arbeit zum unwiderruflichen Abschluß bringen sollte. Hegels humanistische Essentialphilosophie wollte er durch eine christliche Existentialphilosophie ersetzen.

Schelling hatte sich in dem letzten anderthalb Jahrzehnt mit eigenen literarischen Veröffentlichungen sehr zurückgehalten. Nur durch gelegentliche Andeutungen sickerte mehr oder weniger geheimnisvoll durch, zu welchem großen Unternehmen er sich rüste. Auch seine preußischen Auftragsgeber wußten vom eigentlichen Inhalt der neuen „positiven Philosophie“ so gut wie nichts. Ihnen genügte zu wissen, daß Schelling offenbar das tun wolle, was die Theologie nicht zu leisten vermochte, nämlich Berlin „aus den Krallen der Hegelschen Vernunft zu befreien“. Was sie darüber hinaus über seine Stellung zur geoffenbarten Religion vernommen hatten, schien in das Konzept des „christlichen Staates“ zu passen, wie es dem König und seinen romantisch-konservativen Freunden vor Augen stand.<sup>18</sup>

So wurde das erste Auftreten Schellings in Berlin zu einer Sensation. Er hatte schon einige Tage zuvor einem Freunde geschrieben, daß die proceres Universitatis anwesend sein werden, der Zudrang der Studenten so groß, daß diese, wenn nicht durch die Türen, so durch die Fenster hereinkommen würden.<sup>19</sup> Das war keine Übertreibung. Seit den berühmten Kosmosvorträgen Alexander v. Humboldts (1827) hatte die Berliner Universität kein so zahlreiches und illustres Publikum gesehen. Das Auditorium maximum war überfüllt. Obwohl man nur auf Karten Einlaß fand, herrschte ein fürchterliches Gedränge.<sup>20</sup> Selbst das Katheder war belagert, so daß die unmittelbar hinter Schelling Stehenden bequem aus seinem Vortragsmanuskript mitlesen konnten. In den vordersten Reihen hatten die Notabilitäten der Universität, die Koryphäen der Wissenschaft, Repräsentanten aller Lebensstellungen, Offiziere, Geistliche, hohe Beamte Platz genommen.<sup>21</sup> Unter den studentischen Hörern

<sup>18</sup> Zum „christlichen Staat“ vgl. *Friedrich Meinecke*, Weltbürgertum und Nationalstaat, 1928, 223 ff. (= Werke, Band V); *Hans Joachim Schoeps*, Das andere Preußen, 1957 2. A.

<sup>19</sup> Idee und Wirklichkeit, a.a.O. 341.

<sup>20</sup> Vgl. *Helmut Pölcher*, Schellings Auftreten in Berlin, in: ZRGG, a.a.O. 193 ff. Das Auditorium maximum war der Hörsaal 6, in dem nur der Jurist Savigny und der Mediziner Schönlein lasen. Neben den für die Ehrengäste reservierten Bankreihen standen 290 Sitzplätze für Studenten zur Verfügung, für Hospitanten, eine verhältnismäßig junge Einrichtung der Universität, waren 140 Stehplätze vorgesehen, was aber bei weitem nicht ausreichte. Die Universität befand sich damals im Umbau. Die alte Aula durfte nicht für Vorlesungen benutzt werden.

<sup>21</sup> Unter ihnen die Theologen Neander, Twesten, Vatke, Benary und der Hofprediger Strauß, natürlich alle Philosophen, ferner der Jurist Savigny, die Historiker Ranke und Pertz, der Zoologe Lichtenstein, der Germanist v. d. Hagen, der Mineraloge Weiß, schließlich Alexander v. Humboldt und Schellings ältester Schüler Steffens, der Generaldirektor der Königl. Museen Olfers, unter den hohen Offizieren der General Rühle von Lilienstern; sogar die türkische Gesandtschaft hatte einen Vertreter entsandt. – Später nahm vorübergehend auch der Historiker Droysen an Schellings Kolleg teil; auch Ernst Ludwig v. Gerlach hat mit seinem Freunde Adolf v. Thadden (1842) eine Vorlesung besucht; Gerlach, a.a.O. 303.

waren einige Namen, die später zu geschichtlichem Ruhm gelangt sind: Jacob Burckhardt, Sören Kierkegaard, Friedrich Engels und Michael Bakunin.<sup>22</sup>

In seiner Antrittsvorlesung<sup>23</sup> äußerte sich Schelling noch sehr zurückhaltend, enthielt sich aller Polemik, erwähnte seinen Antipoden Hegel überhaupt nicht, sprach nur umschreibend von „jener Philisophie“ oder noch allgemeiner von einigen „ihrer getreuen oder ungetreuen Schüler“. Er selbst habe vor vierzig Jahren begonnen, „ein neues Blatt in der Geschichte der Philosophie aufzuschlagen; die eine Seite desselben ist jetzt vollgeschrieben“, gern hätte er es anderen überlassen, „das Blatt umzuwenden und eine neue Seite anzufangen“. Er fühle „die ganze Größe und Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe“, habe sie aber dennoch nicht abgelehnt, es spreche sich in dieser Annahme „das Bewußtsein eines entschiedenen Berufs aus“. Denn die Philosophie befinde sich heute in einer großen Gefahr. Sie gebe vor, in ihrem Resultat religiös zu sein. Das werde ihr jedoch nicht geglaubt. Man halte ihre Deduktionen christlicher Dogmen für Blendwerk. Das Leben selber erhebe sich gegen diese Philosophie, jenes Leben, das am Ende immer Recht behält. Die Philosophie ist bis zu jenen Lebensfragen vorgedrungen, gegen die es keinem erlaubt, ja möglich ist, gleichgültig zu sein. Fichte und Schleiermacher fanden den Mut und die Besonnenheit zum Kämpfen. Die Philosophie darf nicht in schmachlichem Schiffbruch enden. „Weil ich ein Deutscher bin, weil ich alles Weh und Leid wie alles Glück und Wohl Deutschlands in meinem Herzen mitgetragen und mitempfunden, darum bin ich hier: denn das Heil der Deutschen ist in der Wissenschaft“.

Der erste Eindruck war ein günstiger. Man durfte von dem Philosophen etwas erwarten. Er hatte noch nichts verraten, aber Hoffnungen erweckt. „Das Auftreten dieses herrlichen Mannes hat die ganze Universität, die Lehrenden wie die Lernenden, wie ein elektrischer Schlag ergriffen, und wie sollte nicht auch ich von diesem Strom der glühenden Begeisterung fortgerissen sein?“<sup>24</sup> Auch Sören Kierkegaard notierte begeistert: „Ich bin so froh, Schelling . . . gehört zu haben – unbeschreiblich. So habe ich ja lange genug geseufzt und die Gedanken geseufzt in mir; als er das Wort ‚Wirklichkeit‘ nannte über das Verhältnis der Philosophie zur Wirklichkeit, da hüpfte die Gedankenfrucht in mir vor Freude wie in Elisabeth. Ich erinnere fast jedes

<sup>22</sup> Pölcher (a.a.O.) erwähnt unter den Studenten auch den Theologen Adolf Hilgenfeld, später Prof. für NT in Jena, und den Schweizer Friedrich v. Tschudi. In späteren Semestern hat der aus Bayern kommende stud. theol. Luthardt an Schellings Kolleg teilgenommen. – Kierkegaard war allerdings kaum noch als Student anzusprechen. Er hatte seine Studien soeben in Kopenhagen mit einer philosophischen Promotion abgeschlossen. Er ist nach Berlin geeilt, um hier an seinem Buch Entweder/Oder zu arbeiten, eigentlich jedoch, um Abstand von seiner Trennung von Regine Olsen zu gewinnen. Friedrich Engels diente hier als Einjährig-Freiwilliger bei der Garde-Artillerie, steckte als Autodidakt tief in philosophisch-theologischen Problemen. Da er kein Reifezeugnis besaß, begrüßte er es, als Hospitant an den Vorlesungen der Universität teilnehmen zu können; vgl. *K. Kupisch*, Vom Pietismus zum Kommunismus, 1965<sup>2</sup>, 61 ff.

<sup>23</sup> Abgedruckt in: *Idee und Wirklichkeit* . . . a.a.O. 341 ff.

<sup>24</sup> So Adolf Hilgenfeld, vgl. Pölcher, a.a.O. 104.

Wort, das er von diesem Augenblick an sagte. Hier kann vielleicht Klarheit kommen.“<sup>25</sup> Auch der junge Engels war zunächst sehr angetan vom Auftreten Schellings, wenn er in seinem „Tagebuch eines Hospitanten“ schrieb: „Wenn ihr jetzt hier in Berlin irgendeinen Menschen, der auch nur eine Ahnung von der Macht des Geistes über die Welt hat, nach dem Kampfplatz fragt, auf dem um die Herrschaft über die öffentliche Meinung Deutschlands in Politik und Religion, also über Deutschland selbst, gestritten wird, so wird er euch antworten, dieser Kampfplatz sei in der Universität, und zwar das Auditorium Nr. 6, wo Schelling seine Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung hält.“<sup>26</sup>

Jedoch die Erwartung, „aus dem Goldhort erlösender Gedanken, den er in der Tiefe seines Geistes barg“, neue Erkenntnisse schöpfen zu können, wurde bald enttäuscht. Der Philosoph schien nicht zu halten, was er versprochen, nämlich der Philosophie das bisher noch verschlossene Tor zur letzten Wahrheit zu öffnen. Einige Wochen hörte man ihm noch geduldig zu, und die Unentwegten unter den Zuversichtlichen hielten auch bis zum Schluß, eifrig mitschreibend, aus. Aber die mit der Sache der Philosophie Vertrauteren wurden unruhig, bald unwillig. Was sollten sie mit dem tiefsinnigen Satz anfangen: „Die Offenbarung muß etwas über die Vernunft hinausgehendes enthalten, etwas aber, das man ohne die Vernunft doch nicht hat“?<sup>27</sup> Die „Donnerlegion“ der Hegelianer, die sich bisher ruhig verhalten hatte, begann ins Feuer zu blasen. Der Dozent Karl Ludwig *Michelet*, Mitherausgeber von Hegels Werken und Sprecher des „Vereins von Freunden des Verewigten“, schrieb im Vorwort zum 2. Bande von Hegels Enzyklopädie, die im Dezember herauskam; „Glaubt er (Schelling) aber die Mission zu haben, die Philosophie ‚aus der unleugbar schwierigen Stellung, in der sie sich eben befindet, herauszuführen‘ und vor ‚einem schmachlichen Schiffbruch und der Zerstörung aller großen Überzeugungen‘ zu retten, ‚um in das gelobte Land der Philosophie wirklich durchzudringen‘: so hoffe er nicht, ohne wissenschaftliche Widerlegung dieser echten Kinder seines eigenen Philosophierens, das seinen Händen längst entrissene Szepter der Philosophie wieder ergreifen zu können . . . Wenn Schelling für seine zweite Philosophie allen positiven Inhalt außerhalb des Rationalen herholen will, so hat er die echte Freiheit eines

<sup>25</sup> Kierkegaard, Die Tagebücher 1834–1855, hrsg. von Theodor Haecker, 2. A. 1941, 136.

<sup>26</sup> MEGA I, 2, 299; vgl. auch Kupisch, Vom Pietismus . . . a.a.O. 62 – Über den äußeren Eindruck, den Schelling machte, gibt es sehr widersprechende Aussagen. Kierkegaard schrieb schon nach der ersten Vorlesung: „Schelling ist dem Aussehen nach ein höchst unbedeutender Mann. Er sieht aus wie ein Rottmeister (nach anderer Übersetzung: wie ein Steuereinnehmer)“, vgl. Kierkegaard, Briefe, 1955, 71; Idee und Wirklichkeit . . . a.a.O. 352. Friedrich Engels schrieb: „Ein Mann von mittlerer Statur, mit weißem Haar und hellblauem, heiterem Auge, dessen Ausdruck eher ins Muntere als ins Imponierende spielt, und vereint mit einigem Embonpoint, das mehr auf den gemütlichen Hausvater als auf den genialen Denker schließen läßt, ein hartes, aber kräftiges Organ, schwäbisch-bayerischer Dialekt mit beständigem ‚eppes‘ für etwas, das ist Schellings Erscheinung“, MEGA, a.a.O. Vgl. auch Lenz, a.a.O. 47, Anm. 1.

<sup>27</sup> H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte, 5. Band, 1894, 227.

wissenschaftlichen Philosophierens aufgegeben und wird an dem Schatten des Riesen (Hegel) zerschellen, den er überschreiten wollte“.<sup>28</sup> Ähnlich äußerte sich Michelet in einem Aufsatz in den „Halleschen Jahrbüchern“. Man argwöhnte, daß Schelling Hegel überhaupt nicht zureichend kenne, was bekanntlich zutraf. Dazu kamen auch einige Schnitzer, die ihm unterliefen. Es mochte noch auf das Konto des zerstreuten Professors gehen, wenn er den schweizer Theologiestudenten Tschudi fragte, ob der berühmte Historiker sein Vater sei, worauf dieser unverfroren erwiderte, nein, mein Vetter.<sup>29</sup> Geradezu unverzeihlich war es aber, wenn er aus seinem ausgearbeiteten Vorlesungsmanuskript, aus dem er bekanntlich wörtlich ablas, vortrug, daß Jakob Böhme entscheidend von Spinoza beeinflusst sei, und er wundere sich, daß das vor ihm noch niemand entdeckt habe.<sup>30</sup> Die Zuhörerschaft stand wachsend unter dem Eindruck, daß das große Vorhaben Schellings nicht zu seinem Ziele gelange. Gegen Ende des Semesters empfand selbst ein anfänglich so zur Aufnahme bereiter Hörer wie Kierkegaard: „Schelling salbadert grenzenlos, sowohl in extensivem wie in intensivem Sinne“.<sup>31</sup> „Seine ganze Potenzenlehre bekundet die höchste Impotenz“. Gemeint ist, daß Schelling den phantastischen Versuch unternahm, die Dreieinigkeitslehre (das sind die drei göttlichen Potenzen) spekulativ so zu konstruieren, daß die heilsgeschichtliche Offenbarung und Versöhnung von ihr aus begreiflich werde. Mit Hilfe der dialektischen Methode hatte Hegel in seiner Religionsphilosophie schon Ähnliches, aber auf einem ganz anderen Hintergrunde, unternommen. Der junge Burckhardt hielt Schelling für einen Gnostiker. „Daher das Unheimliche, Monströse, Gestaltlose in diesen Teilen seiner Lehre. Ich dachte jeden Augenblick, es müsse irgendein Ungetüm von asiatischem Gott mit 12 Armen 6 Hüte von 6 Köpfen nehmen. Es wird selbst den Berliner Studenten nach und nach unmöglich werden, diese furchtbare, halbsinnliche Anschauungs- und Ausdrucksweise auszuhalten“.<sup>32</sup> Am schärfsten ritt damals der junge Engels seine Attacke

<sup>28</sup> Hegel (Jubiläumsausgabe) Bd. IX, Vorrede (in der älteren Ausgabe von Hegels „Sämtlichen Werken“ Bd. VII).

<sup>29</sup> Pölcher, a.a.O. 199. – Der Verfasser des Chronikon Helveticum, der Glarner Ägidius Tschudi, von dem Schiller für seinen „Tell“ seine geschichtlichen Kenntnisse bezogen hatte, lebte im 16. Jahrhundert.

<sup>30</sup> Lenz, a.a.O. 47; Pölcher, a.a.O. 205. – Jakob Böhme lebte von 1575–1624, Baruch Spinoza von 1632–1677.

<sup>31</sup> Kierkegaard, Tagebücher, a.a.O. 102–105. – Da Schelling ab Februar sah, daß er mit seinem Stoff nicht fertig wurde, nachdem er sich vorher viel Zeit gelassen hatte, begann er Doppelstunden einzulegen. Die Kritik Michelets schien ihn wenig zu rühren, aber Kierkegaard schrieb, er sehe jetzt „so grimmig aus wie ein Essigfabrikant“; a.a.O. 86.

<sup>32</sup> Werner Kaegi, Jacob Burckhardt. – Eine Biographie, II (1950), 192. – Ähnlich äußerte sich ein Jahr später Burckhardts Studienkamerad W. Beyschlag, der auch zunächst von Schelling beeindruckt war – „wie ein alter Berggeist stand er seiner zum großen Teil feindseligen Hegel’schen Zuhörerschaft gegenüber“ – dann aber doch bei Schellings schon erwähnter Kernlehre der „Potenzen“ kopfschüttelnd meinte: jetzt ginge ihm der Atem des Verständnisses aus. „Der dichterische greise Philosoph wollte unter dem Titel „Offenbarungsphilosophie aus der stark autoritativ aufgefaßten Bibel ein gnostisches System herauslesen, das nimmermehr in derselben enthalten war“, Pölcher, a.a.O. 211.

gegen Schelling. Der revolutionäre Brausekopf und philosophische Parforcereiter hatte in dem Kreis der radikalen Hegelschüler, der sog. „Linken“, Aufnahme gefunden, soeben auch Feuerbachs „Wesen des Christentum“ gelesen. Was er in diesen Monaten gegen Schelling schrieb, war auf dem Hintergrunde des eigenen Bruchs mit dem Christentum geschrieben, eine Art Abrechnung mit der eigenen Vergangenheit, die er in Schellings esoterischer Philosophie wieder vor Augen sah. Schon im Dezember 1841 veröffentlichte er den ersten Aufsatz „Schelling über Hegel“ in Gutzkows „Telegraph“, es folgte im März 1842 eine selbständige Broschüre über „Schelling und die Offenbarung“ und im Mai eine weitere über „Schelling, der Philosoph in Christo“.<sup>33</sup> Die Schriften sind bedeutsamer für die Entwicklung Engels' zum Atheismus,<sup>34</sup> als charakteristisch für eine Schelling-Kritik. Sie dürften auch Schelling kaum zu Gesicht gekommen sein. Immerhin sind sie ein Beitrag zu der wachsenden Opposition, auf die er allmählich stieß.

Schelling besaß unter seinen Hörern dennoch eine feste Anhängerschaft. Nach Schluß des Semesters wurde aus dem Kreise der nichtakademischen Teilnehmer der Vorlesung eine Dankadresse aufgesetzt, und einige Studenten brachten ihm einen Fackelzug. In seiner Antwort auf die Dankadresse sagte Schelling u. a.: „Es ist wahr, ich habe mich bestrebt, Ihnen etwas mitzuteilen, was länger dauert und aushält, als das schnell vorübergehende Verhältnis zwischen Lehrer und Zuhörer . . . Aber nicht durch den Inhalt allein gewinnt man die Herzen. Es kann nur dies sein, daß ich Sie gerade die höchsten Dinge in der ganzen Wahrheit und Eigentümlichkeit habe erkennen lassen, daß ich Ihnen nicht statt des Brotes, das Sie verlangten, Steine gegeben und dabei versichert habe, es sei Brot, daß ich den Abscheu nicht verhehlt habe vor jeder Art von Unterricht, der Abrichtung zur Lüge sein würde, nicht meinen Unwillen über die innere moralische und geistige Verkrümmung, die durch absichtliche Entstellung, in welchem Interesse immer, versucht würde; versucht gerade gegen die Güter der Jugend, deren schönste Zierde Ernsthaftigkeit, Geradheit und unverfälschte Gesinnung sei“.<sup>35</sup>

Auch im nächsten Semester, in dem Schelling als Fortsetzung über die Philosophie der Mythologie las, war der Besuch zunächst zufriedenstellend, bröckelte aber rasch ab, weil hier die Enttäuschung noch mehr zunahm. Indessen hielt die Regierung an dem von ihr Berufenen fest. Der junge Burckhardt hat den Grund richtig erkannt, wenn er einem Freunde schrieb: „Die hiesige große Welt (interessiert sich) für Schelling vom orthodox-pietistisch-aristokratischen Standpunkt aus, wie denn dies unglückliche Berlin immerfort Sympathien und Antipathien für dies und jenes mitmacht, ohne zu wissen warum, auf das einem Minister entfallene Wort hin“.<sup>36</sup> Was das „unglückliche Berlin“ betrifft, so wird man in Korrektur der Abneigung des Schweizers gegen die preußische Hauptstadt im Norden überhaupt, ein-

<sup>33</sup> Heute sämtlich abgedruckt in MEGA, a.a.O. – Vgl. auch Kupisch, Vom Pietismus . . . a.a.O. 212.

<sup>34</sup> Kupisch, a.a.O. 59 ff.

<sup>35</sup> Lenz, a.a.O. 48 f.

<sup>36</sup> Kaegi, a.a.O.

schränkend sagen dürfen: es handelte sich um die Berliner Hofgesellschaft und ihre politisch-kirchliche Koterie. Schelling entsprach ganz den kulturpolitischen Wünschen dieser Kreise. Besonders der König und Eichhorn bemühten sich, den Philosophen ganz nach Berlin zu ziehen. Aber dieser widerstand auch jetzt, als Professor in den Verband der Universität einzutreten. Eichhorn schrieb an Schelling im August 1842: „Ihre hiesige Wirksamkeit hat unseren einsichtigen Vertretern deutscher Wissenschaft, die der Ausgelassenheit einer anspruchsvollen Sophistik mit Besorgnis zusahen, neuen Mut eingeflößt, gesunde, wenngleich unklare Überzeugungen haben sich an dem entschiedenen Hervortreten einer großen Autorität gestärkt, und auf dem Gebiete des öffentlichen literarischen Austausches gewinnt eine edlere Richtung mehr und mehr die Oberhand. Selbst die Äußerungen der Gereiztheit der Gegner haben den unparteilichen Beobachtern nur zum Beweise dieser erfreulichen Erfolge dienen können und werden mit jedem Tage der Fortdauer Ihrer Wirksamkeit an Einfluß verlieren.“<sup>37</sup> Das trat freilich nicht ein. Aber die Regierung war entschlossen, Schelling weiter zu fördern. Nachdem der bayerische König Ludwig sich einverstanden erklärt hatte, Schelling den Preußen „zum Nutzen des teutschen Gesamt-Vaterlandes“ ganz zu überlassen,<sup>38</sup> erklärte sich der Minister damit einverstanden, daß Schelling, ohne der Fakultät anzugehören, weiter an der Universität Vorlesungen halten dürfe, zugleich Mitglied der Akademie der Wissenschaften werde.<sup>39</sup> Wichtig war auch diesmal seine finanzielle Ausstattung. Ihm verblieben die 5000 Taler Gehalt, dazu traten aber weitere 500 Taler für den Ausfall der Emolumente und eine eigene Kanzlei. Des weiteren wurden ihm Portofreiheit bewilligt, die Witwenpension den für Bayern geltenden besseren Bedingungen angeglichen und seine Söhne in den preußischen Staatsdienst übernommen.

Aber je stärker Schelling von der Regierung protegiert wurde, umso mehr geriet er in die Isolierung. Vom Wintersemester 1842/43 ab ging die Hörerzahl merklich zurück. Es wurde in der Universität auch wieder über Hegel gelesen, wie überhaupt die Opposition der Hegelanhänger zunahm. Im Sommer 1844 hatte Schelling noch siebzig Anmeldungen. Aber zu dieser Zeit hatte schon einer seiner Hauptgegner, der Heidelberger rationalistische Theologe H. E. G. Paulus, wie Schelling Pfarrerssohn aus Leonsberg und einst mit ihm gut befreundet, den schärfsten Schlag gegen ihn geführt. Paulus hatte die Vorlesung über die Philosophie der Offenbarung in Berlin nachschreiben lassen und das Manuskript mit eigenen Anmerkungen etc. veröffentlicht. Man wird diese Methode der Verunglimpfung, die auch einen Blick in die charakterlichen Nachtseiten akademischer Schulhäupter gewährt, nur mißbilligen können. Schelling hatte zudem in seiner ersten Semestervorlesung nur etwa den vierten Teil seines gesamten neuen Systems geboten, Paulus außerdem auch einige Kürzungen vorgenommen. Aber der giftige Pfeil saß. Schelling

<sup>37</sup> Idee und Wirklichkeit, a.a.O. 349 ff.

<sup>38</sup> Ebd. 351 f.

<sup>39</sup> Schelling hat auch in der Akademie Vorträge gehalten, aber nichts in den „Abhandlungen“ veröffentlicht; vgl. *Adolf Harnack*, Geschichte der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1901, 698 f.

verfiel bei allen Freunden der Vernunftphilosophie der Lächerlichkeit, man nahm ihn nicht für ernst. Als auch noch ein Prozeß, den er gegen Paulus anstregte, für ihn ungünstig auslief, verlor er selber alle Lust, noch weiter öffentlich zu lehren. Er hielt zuletzt im Winter 1845/46 noch eine Vorlesung über die Mythologie. Der Minister war damit einverstanden, daß Schelling seine Vorlesungen einstellte, da die mit ihm s. Zt. getroffenen Abmachungen so weit gespannt waren, daß sie Schelling freiestes Verfügungsrecht gaben, gleich, ob er auf dem Katheder lehrte, wissenschaftlich für sich arbeitete oder auch mit wissenschaftlichen Zwecken verbundene Reisen unternahm. Er hat die kommenden Jahre in völliger Zurückgezogenheit verbracht, auch nichts produziert – seine zweite Philosophie ist erst posthum erschienen –, er erlebte das Scheitern des Regimes Friedrich Wilhelms IV., nahm aber an den Vorgängen des politischen Lebens keinen unmittelbaren Anteil mehr. Dazu spürte er auch seine physischen Kräfte rasch schwinden. Im August 1854 ist er in Ragaz, in der Schweiz, gestorben. Der Mann, von dem Bunsen einst gesagt hatte, daß er „nicht wie ein gewöhnlicher Professor, sondern als der von Gott gewählte und zum Lehrer der Zeit berufene Philosoph“ kommen sollte,<sup>40</sup> war ein nahezu Unbekannter geworden. Niemand sprach mehr von ihm. Die Zeit war über ihn hinweggeschritten.

#### IV.

Das Urteil über den älteren Schelling scheint einhellig zu sein. Berlin und der preußische Staat waren für ihn nicht der Boden des Glücks. Wie der König selber sich bald überall einer Ablehnung gegenüber sah, so wurde sein gelehrter Schützling allenthalben eine Enttäuschung. Sein großes Unternehmen, Philosophie und Christentum, Vernunft und Glaube, nicht nur miteinander zu versöhnen, sondern in einem universalen Gedankensystem zu vereinigen und auszugleichen, war mißglückt. Als das ganze Werk nach 1856 posthum an die Öffentlichkeit trat, galt es den meisten, schon von der Methode her, als ein Dokument der Hochromantik in ihrem Ausgang als religiöse Bewegung.<sup>41</sup> Schelling ist das Opfer von Zeittendenzen geworden, die der Vernunft den Primat zusprachen und die Wirklichkeit des Lebens nicht mehr von den Quellen einer geoffenbarten Religion her zu erfassen suchten. Max Lenz hat es in seiner Berliner Universitätsgeschichte so ausgesprochen: die Zeit der spekulativen Philosophie war überhaupt vorüber. Der Realismus bestimmte auch in den Geisteswissenschaften den Gang der Dinge. Aber schon der Schelling in keinem Zuge verwandte Harnack hat um 1900 in seiner Akademieggeschichte geschrieben: „Es ist auch heute noch nicht möglich, über die Bedeutung der Philosophie Schellings ein abschließendes und gerechtes Urteil zu gewinnen“, und er zitiert aus der Gedächtnisrede des Akademikers Christian August *Brandis* die Worte, daß Schellings „Name mit

<sup>40</sup> So Bunsen in dem Konzept für das königliche Berufungsschreiben; Harnack, a.a.O.

<sup>41</sup> *H. A. Korff*, *Geist der Goethezeit*, IV, 1953, 527 u. ö.

Bewunderung und Ehrerbietung genannt werden wird, solange unermüdlicher Drang auch die schwierigen Probleme zu lösen, Tiefe des schöpferischen Denkens und Kraft des Wortes in Ehren bleibt“. Ähnlich äußerte sich 1855 der klassische Philologe August Böckh, der Schelling in Parallele mit Leibniz stellte.<sup>42</sup>

Zu denen, die Schelling günstig gesinnt waren, ohne seine Philosophie als Ganzes zu akzeptieren, gehörte auch Leopold von Ranke. Er hatte schon 1835 den Versuch des Kronprinzen, Schelling als Nachfolger Hegels zu gewinnen, begrüßt.<sup>43</sup> Als dieser schließlich 1841 kam, war er glücklich, daß es diesmal gelungen war. Ranke war mit Schelling seit längerer Zeit bekannt. Offenbar hat der Schwiegervater seines Bruders Heinrich, der aus Sachsen stammende Münchener Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert, die Verbindung hergestellt. Als Ranke um die Mitte der zwanziger Jahre aus einer vorübergehenden Unzufriedenheit mit den preußischen Verhältnissen an einen Wechsel seiner Lehrtätigkeit dachte, erwog Schelling den Gedanken, ihn für München in Vorschlag zu bringen, und Ranke, dankbar und hocheifrig über den Anteil, den der Philosoph an ihm nehme, meinte, auch ihm sei „nichts erwünschter, als einmal (Schellings) Gedanken über die Art von Historie zu erwähnen, die er (Ranke) zu kultivieren anfangen“.<sup>44</sup> Als Ranke 1830 von Italien zurückkam, machte er in München Halt und hat hier Schelling und den um diesen versammelten Gelehrtenkreis kennen gelernt, woraus eine ständige Verbindung entstand.<sup>45</sup>

Ranke hat sich von philosophischen Spekulationen immer fern gehalten. Seine Ablehnung Hegels ist bekannt. Seine Geschichtsschreibung selber gibt die Antwort.<sup>46</sup> Aber sein geschichtliches Denken besaß deshalb nichtsdestoweniger eine geistige Kategorienskala, die ihre weltanschaulichen Bezüge hatte.

Nach der traditionellen Anschauung gilt Ranke als ein Kind des Luthertums. Sofern man diese Herkunftsbezeichnung nicht im Sinne eines dogmatisch-orthodoxen Bekenntnisses versteht, wird man sie gelten lassen. Der Verfasser der Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation, eines Werkes, mit dem die wissenschaftliche Erforschung des deutschen 16. Jahrhunderts überhaupt ihren Anfang nahm, hat gerade auf die Geschichtstheologie des deutschen Luthertums der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen nicht gerin-

<sup>42</sup> Harnack, a.a.O.

<sup>43</sup> Ranke, Das Briefwerk, 1949, 265 f. – Gegen die Berufung Gablers anstatt Schellings auf den Lehrstuhl Hegels hatte 1835 der aus dem Kreise der Berliner Erweckung stammende Baron v. Kottwitz in einer Eingabe an Altenstein vergeblich Einspruch erhoben.

<sup>44</sup> Ranke, Neue Briefe, 1949, 92. – Die Münchener Berufungsfrage trat dann, wie bereits erwähnt (s. Anm. 8), kurz vor Schellings Tode noch einmal an Ranke heran, vorher – 1828 und 1838 – war Dorpat als Möglichkeit in seinen Blickkreis getreten. Natürlich waren auch diese Ablehnungen immer mit einer Verbesserung seines Gehaltsstatus verbunden.

<sup>45</sup> Briefwerk, a.a.O. 230 u. ö.

<sup>46</sup> Die Ablehnung des Hegelschen Panlogismus ist an verschiedenen Stellen seines Opus ausgesprochen, u. a. Weltgeschichte, Bd. 9, Teil 2, Vorwort VII–XI.

gen Einfluß ausgeübt.<sup>47</sup> Aber Rankes evangelischer Glaube, den er keineswegs verleugnete, sondern bisweilen auch sehr offen bekundete, war nicht frei von den geistigen Erlebnissen seiner Zeit. Er ist durch eine tiefe religiöse Bewegung zur Geschichte gekommen, deren Grundzüge in dem „Lutherfragment“ von 1817 vorliegen.<sup>48</sup> Christliches Erbe, verbunden mit einer humanistischen Bildung, dazu frühe Einflüsse von Fichte und neuplatonische Denkformen im goetheschen Sinne haben sich in ihm verschmolzen zu einer idealistischen Geschichtstheologie, in der der biblische Offenbarungsbegriff aufgelöst wurde zugunsten einer Inkarnation Gottes in der Menschheitsgeschichte. Verblaßte dieser religiös-philosophische Hintergrund auch zunehmend unter der fortschreitenden empirischen Betrachtungsweise, so blieb doch der panentheistische Grundzug bestehen, erkennbar etwa am Verständnis der Christologie im Sinne des antiken Prometheus-Mythos,<sup>49</sup> um den auch Schellings Religionsphilosophie kreiste.<sup>50</sup> Es waren die Elemente der Theologie und Anthropologie der Goethezeit, die Ranke zu seinen Begriffen der Entwicklung und der Individualität kommen ließen und seine Ideenlehre in der Vorstellung des „Real-Geistigen“ bestimmten, das besonders für sein Verständnis vom Primat des Staates bedeutsam war.

Ob Ranke ein wirklicher Kenner der Schellingschen Philosophie war, der frühen oder der späten, wird man bezweifeln dürfen.<sup>51</sup> Aber anders als der orthodox-konservativen Hofelite um den König, die in Schelling allein den Retter der christlichen Tradition sah, trat ihm in Schellings Denken ein Moment entgegen, das sich mit seinen universalgeschichtlichen Anschauungen eng berührte. Jedenfalls meinte er, daß das der Fall sei. Nun hatte fraglos auch Schelling mit der *erzählten* Geschichte, wie sie der empirische Forscher darbietet, nicht allzuviel im Sinn. Aber sein Versuch, durch eine organische Synthese von Kunst, Religion und Philosophie zu einer universalen Anschauung des historischen Daseins zu kommen, mußte Ranke zumindest aufhören lassen. Es war „historischer Atem und historisches Bewußtsein in dieser ethisch-wissenschaftlich-künstlerischen Revolution, die ich mit aller Grundsätzlichkeit dem Rationalismus der französischen Revolution gegenüberstellte und ihn bis zu seinen Fundamenten in der mathematisch-mechanischen Naturphilosophie austilgen wollte. War erst diese Wurzel vernichtet, dann schien auch der ganze abstrakte Individualismus, Utilitarismus und Moralis-

<sup>47</sup> Nicht zu unterschätzen ist die Wirkung Rankes auf Harleß, Hofmann, Löhe, Luthardt, Wichern.

<sup>48</sup> *Ranke*, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Ausgabe der Deutschen Akademie) 6. Band, 1926, 311 ff.

<sup>49</sup> Weltgeschichte, III, 170.

<sup>50</sup> *Schelling*, Einleitung in die Philosophie der Mythologie, Sämtl. Werke, 2. Abt. Bd. 1, 481 ff.; vgl. auch *Carl Hinrichs*, Ranke und die Geschichtstheologie der Goethezeit, 1954, 77 ff.; ferner Art. Ranke in RGG<sup>3</sup> V, 778/79 (Kupisch).

<sup>51</sup> Eine Kenntnis der Schrift „Von der Weltseele“ (1798) und der „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (1803) hat gewiß bestanden. Über eine 1834 veröffentlichte Polemik gegen Hegel in der Vorrede einer deutschen Übersetzung der Philosophischen Fragmente von Victor Cousin äußert sich Ranke in einem Brief an seinen Freund Heinrich Ritter, Briefwerk, a.a.O. 263.

mus der Sozialgestaltung abgeschnitten und verdorrt. Alles Soziale und Politische mußte sich dann umgekehrt von den überindividuellen, organischen und ästhetischen Werten der neuen deutschen Kulturidee aus als Kollektiv-Individualität in dem metaphysisch-pantheistischen Sinn dieses Begriffs organisieren lassen.<sup>52</sup> Die *Systematisierung* dieser Gedanken, namentlich dann in Verbindung mit der Philosophie der Mythologie und der Offenbarung, samt der Potenzenlehre,<sup>53</sup> und des theogonischen Prozesses, etwa in der Lehre von den drei Zeitaltern, des petrinischen (katholischen), des paulinischen (protestantischen) und des zukünftigen johanneischen, hat Rankes empirisch-historischer Sinn nicht mitvollzogen. Was ihn an Schelling anzog, war etwas viel Allgemeineres, ihn vielfach an seine eigene religiös-weltanschauliche Entwicklung erinnernd; dazu, was entscheidend gewesen sein dürfte: die Ablehnung Hegels. In ihr sah er sich mit Schelling auf einem Boden. Andererseits ist er mit seinen religiösen Aussagen immer zurückhaltender geworden. Immer wieder ist der fast bekenntnishafte Brief des jungen Ranke an den Bruder zitiert worden, wo es heißt: „In aller Geschichte, wo lebt, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeugt von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht, damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten.“<sup>54</sup> Und in dem genialen Erstlingswerk aus dem Jahre 1824, „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“, hieß es im Vorwort: „Die Hauptsache ist immer, wovon wir handeln . . . das Leben des einzelnen, der Geschlechter, der Völker, *zuweilen die Hand Gottes über ihnen*“. Das klingt schon viel zurückhaltender. Auch im Text ist nur an wenigen Stellen von Gottes Wirken die Rede, so etwa, wenn es heißt: „Hätte Maximilian diese gesamte Macht in seiner Hand vereinigt, so hätte ihm weder Europas noch Asien zu widerstehen vermocht. *Gott gab aber, daß sie mehr zur Freiheit als zur Unterjochung gereichte*“. Ranke hat fünfzig Jahre später, bei der Herstellung seiner „Sämtlichen Werke“, diese und ähnliche Stellen gestrichen.<sup>55</sup>

Als Ranke einen Monat nach Schellings Tode vor König Maximilian II. in Berchtesgaden die berühmten Vorträge über „Die Epochen der neueren Ge-

<sup>52</sup> Ernst Troeltsch, *Der Historismus und seine Probleme* (= Ges. Schriften, 3. Bd.) 1961, 287. – Vgl. auch die etwas zu temperamentvolle Darstellung bei Friedrich Heer, *Europa. Mutter der Revolutionen*, 1964, 172 ff.

<sup>53</sup> Jacob Burckhardt, der nicht nur die Potenzenlehre ablehnte, hat später zumindest diesen Begriff in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ verwandt und im selben Buch mehrfach positiv auf den Schelling-Schüler Ernst von Lasaulx hingewiesen, dessen philosophisches Hauptwerk „Neuer Versuch einer alten, auf der Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte“ seit einigen Jahren in einer Neuausgabe (1952) vorliegt.

<sup>54</sup> Briefwerk, a.a.O. 18; vgl. dazu Hinrichs, a.a.O. 139 ff.

<sup>55</sup> Ranke, *Sämtliche Werke*, Bd. 33/34; dazu Friedrich Baethgen, *Zur geistigen Entwicklungsgeschichte Rankes in seiner Frühzeit* (Festschrift f. Gerhard Ritter) 1951, 337–353.

schichte“ hielt,<sup>56</sup> fand er Gelegenheit, sich auch über Schelling direkt und indirekt zu äußern.<sup>57</sup>

König Maximilian betrachtete sich als Schüler Schellings. Als Kronprinz hatte er mit dem Philosophen in engem Gedankenaustausch gestanden, und auch nach der Übersiedlung Schellings nach Berlin ist die Verbindung nicht abgerissen und haben zwischen beiden gelegentliche Begegnungen stattgefunden. Rankes Beziehungen zu München sind bereits erwähnt worden. König Ludwig hatte zu seinen Lesern gehört, und Maximilian kannte den Historiker seit 1831, als er in Berlin studierte, persönlich. Seitdem gehörte auch er zu den regelmäßigen Lesern der Werke Rankes. Die Vermittlung nach Berchtesgaden ist durch Rankes früheren Schüler Wilhelm von *Doenniges* geschehen, der dem Könige als maßgeblicher kultureller Berater zur Seite stand.<sup>58</sup>

Die Einladung Rankes nach Berchtesgaden ist bei Maximilian wahrscheinlich auch durch Schellings Tod mitbedingt worden. Der König wußte von Schellings „zweiter Philosophie“, hatte als Kronprinz schon einige frühe Kollegnachschriften kennen gelernt und den Philosophen gedrängt, sein großes, vielversprechendes Werk zu vollenden. Noch 1850 hatte er sich von einem Anhänger Schellings Vorträge über dessen Religionsphilosophie halten lassen und es hat hierüber auch zwischen Maximilian und Schelling einen brieflichen Austausch gegeben. Dabei ging es dem König im Kern um eine Frage, die damals wohl viele monarchisch und konservativ gerichtete Menschen bewegte: zu welchem Ende wird die gegenwärtige Krise der Welt führen? Wird sie mit einem Zusammenbruch des monarchischen Prinzips enden oder wird der Konflikt der modernen Welt eine versöhnende Auflösung finden? Die Antworten Schellings kamen natürlich sämtlich aus der Sicht seiner Philosophie, waren dem auf politische Handlungsmöglichkeiten gerichteten Sinn des Königs oft zu wenig konkret, denn der Hinweis auf die kommende johanneische Kirche, in der die Offenbarung zu ihrer letzten Vollendung komme, griff natürlich als Deutung des Sinnes des gegenwärtigen Zeitalters weit über das Vorliegende hinaus. Immerhin hat Schelling dem Königtum auch in der Gegenwart eine führende Rolle zugeschrieben, nämlich Vollstrekker und Verwirklicher seiner zweiten Philosophie zu sein. Das lag ganz auf

<sup>56</sup> Die Vorträge sind außer in den SW in mehreren Sonderdrucken veröffentlicht. Eine wortwörtliche Publikation der stenographischen Nachschrift steht bevor; vgl. *Th. Schieder*, Die Entstehung von Rankes „Epochen der neueren Geschichte“, HZ, 199 (1964) 1–30.

<sup>57</sup> *C. Hinrichs*, Schelling und der Konflikt der modernen Welt in Rankes „Epochen der neueren Geschichte“, in: Preußen als historisches Problem, 342–359.

<sup>58</sup> *B. Hoefft*, Rankes Berufung . . . a.a.O. 15 ff. – Doenniges war Protestant, was ihm in ultramontanen Kreisen manche Gegnerschaft zuzog. Er gelangte später auch in die bayerische Diplomatie als Gesandter in Bern. Zu der Zeit wurde seine mit einem Rumänen verlobte Tochter Helene die Geliebte *Ferdinand Lassalles*. Das von den Eltern entschlossen abgelehnte Verhältnis führte zur Katastrophe Lassalles, den der rumänische Verlobte (und spätere Gatte Helenes) im Duell niederschloß; vgl. *H. Oncken*, Lassalle, 1923, 483 ff.; *Helene v. Racowitza*, geb. v. Doenniges, Meine Beziehungen zu F. L., 1879; dies., Von anderen und mir, 1909; Kupisch, Durch den Zaun der Geschichte, a.a.O. 170 ff.

der Linie der Berufung Schellings nach Berlin. Indem Friedrich Wilhelm IV. ihn zur Ablösung des Hegelschen Geistes nach Preußen berief, folgte er einem „Rufe Gottes“ und erfüllte gleichsam einen welthistorischen Auftrag.

Auf dem Wege dieser theologisch-spekulativen Konzeption konnte Ranke dem bayerischen König kaum ein Trost sein. Er vermochte nicht einmal den großen Rahmen dieser Spekulation mit historischem Stoff zu füllen. Gleich zu Beginn seiner Vorträge wurde der Gegensatz zu Schelling deutlich, als er dem König auf dessen direkte Frage sagte, daß uns die Gesetze der großen weltgeschichtlichen Perioden, wie sie Schelling zu erkennen glaubte, „unbekannt sind, geheimnisvoll und größer als man denkt“.<sup>59</sup> Maximilian, der, wie Ranke seiner Frau schrieb, der erste sei, „der in der Tat etwas von Schelling gelernt hat und durch philosophische Bildung auf Geschichte und Religion der Menschen gekommen“ war,<sup>60</sup> stand also einem neuen Phänomen, nämlich dem der *historischen* Erkenntnis gegenüber. Ranke lehnte in seinen einleitenden Darlegungen auch Schellings Ansicht ab, daß das Christentum aus früheren, unvollkommenen Zuständen vorbereitet worden sei. Es sei vielmehr, „eine plötzliche, göttliche Erscheinung“. Und fast lächelnd fügte er hinzu: „Es kann nach Plato kein Plato mehr kommen; und so wenig ich die Verdienste Schellings um die Philosophie verkenne, so glaube ich doch nicht, daß er Plato übertroffen hat“. Ranke ist im Laufe der Vorträge nur noch einmal namentlich auf Schelling zu sprechen gekommen,<sup>61</sup> aber man darf ohne Übertreibung sagen, daß die geschichtlichen Ausführungen insgesamt eine stillschweigende, aber erkennbare Kritik an Schellings philosophischem, universalhistorischem Dogmatismus enthielten. Darauf weisen manche Ausdrücke hin. So etwa, wenn es heißt: „Weil wir *andere Potenzen* in die Historie hineinzuziehen suchen, welche das gesamte Leben der Völker umfassen, mit einem Worte, weil wir die Geschichte zur Einheit zu fassen suchen“, darum ist unsere Aufgabe, „uns bloß an das Objekt zu halten“. Das war alles andere als ein dürre Pragmatismus, der sich positivistisch mit der Aufzählung von sog. „Tatsachen“ begnügt. Ranke wußte um Tendenzen, um „Ideen“ in der Geschichte, aber er vermochte sie nicht zu systematisieren und zu dogmatisieren. Wenn er dem König einen Überblick über die Entwicklung der neueren Geschichte gab, so hatte er wohl dessen Fragen im Ohr, auf die Schelling als Philosoph eingegangen war und wollte ihnen auch als Historiker nicht ausweichen. Deshalb zog sich durch die Vorträge das große Problem der Zeit: der Gegensatz von monarchischer Autorität und freiheitlicher, populärer – wir würden heute sagen: demokratischer – Gestaltung des Daseins. Für Ranke war das Ringen dieser beiden Prinzipien in der Geschichte überall

<sup>59</sup> Ich zitiere, ohne Stellenangabe im einzelnen, nach der von *Alfred Dove* besorgten Sonderausgabe des Ranke-Verlages Duncker & Humblot, München und Leipzig, 8. A. 1921.

<sup>60</sup> Briefwerk, 387. – Nach der Rückkehr aus Berchtesgaden berichtete Ranke dem König, daß er Schellings Witwe besucht und ihr gesagt habe, er halte Maximilian für den besten Schüler Schellings, was diese auch als Schellings Meinung bestätigte; a.a.O. 395.

<sup>61</sup> Die Stelle ist hier nicht näher zu erläutern, vgl. hierüber Hinrichs, a.a.O. 352.

erkennbar. Er sah es im Epochenwandel, in zahlreichen Abwandlungen, Kompromissen und Versöhnungen sichtbar. Man möchte hier ein unbewußtes Hineinwirken der Hegelschen Dialektik vermuten. Aber Ranke blieb straff beim historischen Gegenstand. Dabei ist es erstaunlich zu sehen, wie er, der seiner Natur nach ein ganz konservativ gerichteter Mensch war, die Revolution haßte, mehr den traditionellen und erhaltenden Kräften vertraute und im Verkehr in höfischen Kreisen eher zu einer gewissen Servilität neigte, doch als Gelehrter unbefangen genug war, um die Zeichen der Zeit zu verstehen.

Mit dem Abfall der englischen Kolonien in Amerika vom Mutterlande, der Entstehung der USA, sei das republikanisch-demokratische Prinzip endgültig in die Welt getreten. Die mit dieser Erscheinung zusammenhängende französische Revolution habe auch Europa in Bewegung gebracht. Wenn deren radikale Tendenzen dennoch nicht zum absoluten Siege kamen, wenn sie vor allem in Deutschland nicht „in der Gestalt des Schreckens“, sondern mehr in monarchischer Form auftraten, so hing das mit dem Kommen Napoleons zusammen. Ihm folgte die konstitutionelle Zeit, wo alles darauf ankam, Monarchie und Nationalouveränität miteinander zu verbinden. Ranke plädierte also nicht für das eine oder das andere Prinzip. Er sah vielmehr die Aufgabe der Monarchie darin, sich in dieser Zeit ungeheurer Gärung nicht reaktionär zu verhalten, sondern die demokratischen Tendenzen in sich aufzunehmen, zu zügeln und zu bändigen, damit deren destruktive Tendenzen nicht zum Siege kommen. Obwohl er die „halkyonischen“ Tage der Restaurationszeit zwischen 1815 und 1848 später als glückhafte für seine wissenschaftliche Arbeiten gekennzeichnet hat, war er doch kein Vertreter der autoritativen, monarchischen Restaurationspolitik der Kreise um Haller. Er hatte unter den preußischen Konservativen seine Freunde, stand dem reaktionären Otto v. Manteuffel besonders nahe und versah den von ihm verehrten König Friedrich Wilhelm IV. mit Denkschriften. Dennoch stand er nicht im Lager der hochkonservativen Kamarilla, deren Ideen vom christlichen Staat er nicht nur innerlich ablehnte, sondern auch als eine dem geschichtlichen Leben fremde Konstruktion bezeichnete. Er sah das Ringen der beiden Prinzipien als ein dem Wesensgefüge der romanisch-germanischen Welt innewohnendes Kräftespiel an, wobei er etwa im Christentum ein demokratisches Element wirksam sah, das freilich in der Form der Kirche auch immer wieder zur Theokratie sich entwickeln konnte. „Man muß diese Zeit nicht verkennen“, sagte er seinem königlichen Zuhörer, „es ist ein Glück, in derselben zu leben“. Freilich, ist es schwer, „inmitten dieser unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, inmitten dieser beiden einander entgegengesetzten Tendenzen, welche alle Kräfte ergreifen und in jedem Augenblick uns nahe treten, . . . sich zu bewegen“. Denn „da ist kein Beamter, kein Lehrer, kurz niemand, der sich in einer öffentlichen Stellung befindet, bis zu den untersten Sphären hinab, der sich nicht in ein bestimmtes Verhältnis zu jenen beiden Prinzipien setzen müßte“. Aber man muß vor allem die Welt, wie sie ist, erst einmal verstehen, um dann das Gute zu wollen. Es ist beim Privatmann dasselbe wie beim Fürsten; nur *in der Potenz* ist die Aufgabe ver-

schieden. „In seiner Zeit stehend, muß er dasjenige tun, was ihm notwendig scheint, und was ihm sein Gewissen diktiert“. Ranke konnte also dem König nicht ein spekulatives Zukunftsbild entrollen, in dem auch die heute angefochtene Monarchie wieder ihre unumschränkte Stellung hat. Mit ganzer Nüchternheit sagt er: „Früher war es der König von Gottes Gnaden, um den sich alles gruppierte; jetzt taucht die Idee auf, daß die Gewalt von unten aufsteigen müsse. Darin besteht der Unterschied zwischen den alten Ständen und den jetzigen konstitutionellen Ständen. Jene waren dem König analog, sie beruhten auf einem gewissen Erbrecht; allein die modernen Stände gehen aus der Menge hervor. Diese beiden Prinzipien stehen einander gegenüber wie zwei Welten, und die moderne Welt bewegt sich in nichts anderem, als in dem Konflikt zwischen diesen beiden“. Aber die Monarchie bekommt darin wieder eine Wurzel in der Welt, daß sie ihre Aufgabe *in dieser Zeit* erkennt, der Destruktion wehrt, also eine notwendige Kraft in der Entwicklung der unaufhaltsamen Nationalsoveränität wird. Damit ist auch das andere ausgesprochen: Monarchien können ihre Aufgabe verfehlen, wenn sie die Tendenzen der Zeit verkennen. – Ranke war Monarchist. Aber die Monarchie war für ihn nicht eine unveränderliche dogmatische Größe, sondern ein dynamisches Element im Wandel der Welt.

\*

Der Historiker kann weder mit dem Philosophen, noch mit dem Theologen wetteifern. Seine Aufgabe ist bescheidener, auf alle Fälle eine andere. Er will weder die Vergangenheit richten, noch die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre belehren, wie Ranke sagt, obwohl „die Muse der Geschichte den weitesten geistigen Horizont hat und den vollen Mut ihrer Meinung; aber sie ist in der Bildung derselben durch und durch gewissenhaft, und man möchte sagen, eifersüchtig auf ihren Dienst“.

Die Welt umzugestalten ist indessen nicht nur das Werk der großen Tatmenschen. Auch geistige Kräfte wirken mit ihrem kritischen Element auf sie ein, und wer wollte leugnen, in welchem Maße die großen systematischen Plangeister der Weltgeschichte zu ihrem Wandel beigetragen haben? Einer ihrer letzten war fraglos Hegel. Um sein Erbe ist noch jahrzehntelang in den philosophischen Diadochenreichen, die seiner Herrschaft folgten, gestritten worden. Die magische Anziehungskraft, die der Versuch, das menschliche Leben von einer methodisch interpolierten Kennziffer zu begreifen, immer wieder besitzt, beobachten wir in unseren Tagen, in denen es offenbar um den Endkampf von Ideologien geht, die sämtlich aus der Welt des Abendlandes einst aufgestiegen sind und als Glaube und Weltanschauung die Menschen beherrschten.

Schelling wollte dem verzehrenden Streit zwischen Glaube und Wissenschaft mit seiner „positiven Philosophie“ ein Ende setzen, indem er die Welt nicht aus dem Begriff, sondern aus der Anschauung, als eine Stiftung der poetischen Vernunft zu entfalten suchte. Er ist schon an der Schwelle dieser

an sich großartigen Konzeption zum Verstummen gekommen, weil Offenbarung und Philosophie *nur im Gespräch* beieinander sein können.<sup>62</sup> Anders müßte die Mahnung des Apostels eine unnötige Sorge gewesen sein: „Gebt gut acht, daß euch nicht jemand mit der Philosophie gleichschalte“ (Kol. 2, 8).

---

<sup>62</sup> Vgl. Helmut Gollwitzer–Wilhelm Weischedel, Denken und Glauben. Ein Streitgespräch, 1965.